

# Kapitel 3

## Die humanwissenschaftliche Revolution

### 3.1. Der Bruch mit dem klassischen Wissenschaftsideal

Zur Zeit der Aufklärung, im 18. Jahrhundert, wurde in Frankreich der Ausdruck "Renaissance" als eine Bezeichnung für die neuen Geisteshaltungen gebraucht, die sich seit dem 15. Jahrhundert geltend machten und in der französischen Aufklärung kulminierten. "Renaissance" heißt wörtlich übersetzt "Wiedergeburt". Das, worauf sich der Ausdruck bezog, war die Wiedergeburt des antiken Geistes, den die Aufklärer im Italien des 15. Jahrhunderts zu erkennen glaubten. Das Wissen über die Kultur des Altertums erlebte einen beträchtlichen Aufschwung im späten Mittelalter. Große Teile der Produktion von Wissenschaft und Literatur des Altertums wurden für das Latein sprechende Europa durch Übersetzungen aus arabischen und griechischen Manuskripten zugänglich (siehe Kap. 2). Unter dem Schlagwort "Zurück zu den Ursprüngen" ("Ad fontes") wurden wieder griechische Autoren im Original gelesen. (Der erste Lehrstuhl für Griechisch wurde 1424 an der Universität zu Bologna errichtet.)

Aus der Perspektive der Aufklärungszeit betrachtet, war das eine Befreiung von den Autoritäten, die das dunkle Mittelalter beherrscht hatten: die Kirche, die Theologie und alle Autoren, die gemeinsam die traditionelle Lehre ausmachten, welche ziemlich unkritisch an den Schulen und Univeritäten vermittelt wurde. (Die Vorlesungen wurden vorzugsweise in einem langsamen Rhythmus diktiert, und die Aufgabe des Studenten bestand darin, den Stoff auswendig zu lernen, so wie das noch bis in unsere Zeit hinein in islamischen Schulen und Universitäten praktiziert wird.)

Statt durch Autoritäten, sollte der Mensch durch die Vernunft gelenkt werden. In seiner berühmten Schrift *Über die Würde des Menschen*, erzählt der Renaissance-Humanist Giovanni Pico Della Mirandola eine Fabel, in der er das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft illustriert: Als Gott die Welt erschuf, formte er alle Pflanzen und Tierarten nach ihren Urbildern. Doch als er zum Menschen kam, gab es kein vorgegebenes Muster. Der Mensch mußte deshalb ohne Vorbild erschaffen werden, ohne einen von vornherein bestimmten Charakter. Der Mensch erhielt als einziges Geschöpf die Freiheit, sich in alle Richtungen entwickeln zu können, zu etwas Niedrigerem als das niedrigste Tier und zu etwas noch Höherem als die Engel. Das bezog sich auch auf die geistigen Fähigkeiten des Menschen. Trotz seiner Begrenzung in Zeit und Raum hatte er die Fähigkeit erworben, das unendliche Universum mit all seiner Vielfalt zu begreifen.

Das können wir als einen Bruch mit dem platonisch-aristotelischen Wirklichkeitsideal in einem entscheidenden Punkt auffassen, und zwar im

Menschen- und Weltbild. Die Existenz des Menschen geht seiner Essenz voraus, wie es Sartre 1946 in *Der Existenzialismus ist ein Humanismus* schrieb. In Picos Fabel wird ein Bruch mit dem wesentlichen Denken eingeleitet, das zentral in der platonisch-aristotelischen Tradition ist. Es sollte jedoch lange dauern, bevor dieser Bruch in den Humanwissenschaften systematisch vollzogen wurde.

Das neue Wissenschaftssystem wurde in den neuen Universitäten konsolidiert, und damit wurde es von Kirche und Staat getragen. Die freien Künste und die anderen Wissenschaften wurden ein Teil des "ekklesiastischen Komplexes", ein Komplex von weltlichen und kirchlichen Autoritäten und Institutionen, die dazu beitrugen, der Latein sprechenden Kultur ihre starke Stellung bis weit hinein in die neuere Zeit zu sichern. Aufgrund dieser Zusammenhänge ist es nicht verwunderlich, daß der erste wirkliche Bruch mit dem klassischen Wissenschaftsideal außerhalb dieses etablierten Systems von freien Künstlern, Theologen, Rechtswissenschaftlern und Medizinern stattfand, und zwar auf naturwissenschaftlichem Gebiet und unter starkem Widerstand der etablierten Institutionen.

Gewöhnlich spricht man über die "naturwissenschaftliche Revolution" des 16. und 17. Jahrhunderts. Damit ist in erster Linie die Entwicklung der Lehre von der Bewegung der festen Körper gemeint, die Mechanik. Die Väter dieser neuen Wissenschaft sind Galileo, Kepler und Newton, um nur die wichtigsten zu nennen. Galileo begann seine Experimente als junger Mann zwischen 1580 und 1590 (er wurde 1564 geboren und wurde im Jahre 1589 Professor der Mathematik an der Universität zu Pisa, seiner Heimatstadt. Die Grundlagen mündeten in eine Arbeit, die für lange Zeit als das eigentliche Paradigma der Wissenschaft galt: Newtons *Philosophiae naturalis principia mathematica* (Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie). Euklids *Elemente* war das hervorragende paradigmatische Beispiel aus der Perspektive des platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideals. In der neuen "Naturphilosophie", wie sie damals bezeichnet wurde (heute würden wir sagen "Naturwissenschaft"), spielten Newtons *Grundlagen* die gleiche Rolle als wissenschaftliches Musterwerk.

In den Diskussionen über wissenschaftliche Methoden in der Renaissance wurden vorzugsweise zwei Vorgehensweisen gegenübergestellt: die *Deduktion*, das ist die logische Folgerung von Theoremen aufgrund gegebener Prämissen, und die *Induktion*, das ist die Generalisierung aus einer Reihe von Einzelfällen (der Schluß vom Allgemeinen auf das Besondere). In der neuen Mechanik benutzte man allerdings eine dritte Methode: das, was später *die hypothetisch-deduktive Methode* genannt wurde.

Der Übergang der deduktiven Methode zur hypothetisch-deduktiven Methode beinhaltet einen Bruch mit dem platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideal in einem entscheidenden Punkt: Anstatt der Forderung, daß zentrale Aussagen der Wissenschaft notwendigerweise wahr sein müssen (a priori), wird jetzt von den

grundlegenden Aussagen verlangt, daß diese durch empirische Beobachtungen *nachprüfbar* sein müssen. Die grundlegenden Aussagen haben nun den Charakter von Hypothesen, und die Verifikation oder Falsifikation von Hypothesen muß durch nachprüfbare Beobachtungen bestätigt werden können, die wiederum direkt durch Experimente oder Beobachtungen faktischer Verhältnisse offensichtlich sein müssen.

Aristoteles war zum Beispiel der Auffassung, daß schwere Körper schneller zur Erde fallen als leichte Körper des gleichen Stoffes. An den Universitäten des Spätmittelalters und der Renaissance war das, wie die meisten aristotelischen Lehren, die akzeptierte Wahrheit. Galileo betrachtete das allerdings nicht als eine a priori wahre Aussage, sondern als eine Aussage, die empirisch nachgeprüft werden kann (posteriori). Von Aristoteles' These könnte man zum Beispiel folgende Aussage ableiten: "Klettere ich auf den schiefen Turm von Pisa und lasse eine schwere Eisenkugel zusammen mit einer leichten Eisenkugel herunterfallen, so wird die schwere Eisenkugel früher auf die Erde aufschlagen als die leichte."

Das ist ein Beispiel einer empirisch prüfbaren Aussage die von der Hypothese abgeleitet ist. Als Galileo dieses Experiment durchführte, fand er heraus, daß die faktischen Beobachtungen dem Lehrsatz des Aristoteles widersprachen. Die beiden Kugeln schlugen gleichzeitig auf die Erde auf. Damit betrachtete er Aristoteles' Aussage als falsifiziert. Das taten seine Kollegen der Universität Pisa allerdings nicht. Wie die meisten, die innerhalb eines Paradigmas arbeiten, meinten sie, daß mit der Durchführung des Experiments etwas falsch zu sein hätte, obwohl sie nicht sagen konnten was.

In der Realität ist es auch nicht ganz richtig, daß alle Körper gleich schnell zur Erde fallen, wenn sie vom schiefen Turm von Pisa geworfen werden. Der Luftwiderstand ist dafür verantwortlich, daß eine Feder wesentlich langsamer fällt als eine Eisenkugel. Doch die Aussage Galileos, daß alle Körper gleich schnell fallen, war nicht als eine Aussage darüber gedacht, was in der existierenden Wirklichkeit geschieht. Die Aussage ist im Ausgangspunkt ausreichend für die gedachte Situation, wo man vom Luftwiderstand abstrahiert. Das beinhaltet, daß Galileo mit der Vorstellung eines luftleeren Raumes arbeitete, eines Vakuums, etwas, das er selbst nicht produzieren konnte und seine Widersacher für eine schiere Unmöglichkeit hielten. Auch in diesem Punkt bricht Galileos Vorgehensweise mit der platonisch-aristotelischen Tradition: Anstatt die Wirklichkeit direkt zu erforschen, arbeitet er mit *idealisierten Situationen*.

Die Größen, die in die idealisierten Situationen eingehen, setzen quantitative Eigenschaften voraus und nichts anderes. Die grundlegenden wissenschaftlichen Sätze werden in mathematischer Sprache ausgedrückt. Auch darin liegt ein Bruch mit dem traditionellen qualitativen Wissenschaftsideal: in dem neuen Ansatz wird von allen Eigenschaften abstrahiert, die nicht mathematisch ausgedrückt und gemessen werden können. Die sinnliche Welt mit all ihren Gerüchen, Farben und Gefühlen usw. wird als etwas Subjektives

ausgeschaltet, etwas, das nicht im Objekt selbst liegt. Hier verbirgt sich der Keim eines neuen Weltbildes, des mechanistischen Weltbildes.

Um das zusammenzufassen, was durch die Entwicklung der Mechanik im Verhältnis zum traditionellen platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideal als etwas Neues hervortritt, können wir einerseits feststellen, daß einer der traditionellen Ansprüche aufrecht erhalten bleibt, und zwar der Anspruch, daß die Wissenschaft auf ewige und unveränderliche Größen zielt. Jedoch werden diese Größen nicht länger qualitativ als "Wesen" verstanden, die jenseits der beobachtbaren Phänomene liegen, vielmehr werden sie als meßbare Größen aufgefaßt, die miteinander in einer Weise verbunden sind, die mit Hilfe mathematischer Formeln vollständig beschrieben werden können (Naturgesetze). Andererseits werden die beiden anderen Ansprüche des traditionellen Ideals wesentlich modifiziert. Der Anspruch, daß die wissenschaftliche Grundaussage a priori sein soll, wird mit dem Anspruch der empirischen Nachprüfbarkeit erstattet. Die Forderung nach der axiomatischen Struktur der wissenschaftlichen Grundaussage wird nicht fallen gelassen, doch bei dem Übergang von einem deduktiven zu einem hypothetisch-deduktiven Wissenschaftsideal steht diese nicht länger als zwingend im Vordergrund. Die zentralen Forderungen an die Wissenschaft werden jetzt die *Quantifizierbarkeit* und *Nachprüfbarkeit*.

Für diejenigen die meinten und auch die, die immer noch meinen, daß der entscheidende Bruch mit dem klassischen Wissenschaftssystem mit der Entstehung der Mechanik einherging, steht noch die Aufgabe aus, die traditionellen humanistischen Fächer dementsprechend zu modernisieren. Damit ist die Grundlage für die These der Einheitswissenschaft in ihrer modernen Variante formuliert. Die neue Mechanik ist in dieser Perspektive eine Musterwissenschaft, die anderen Wissenschaften als Vorbild dienen sollte. Newtons *Principia* steht hier als das eigentliche Paradigma (Beispiel) für eine wissenschaftliche Arbeit. In dieser Weise stellte sich die Situation für Kant und für die führenden Empiristen, wie z.B. John Stuart Mill im 19. Jahrhundert und für die logischen Empiristen des 20. Jahrhunderts dar.

Vom 17. Jahrhundert an bis hinein in unsere Tage finden wir viele Versuche, moderne humanistische Disziplinen zu etablieren, welche die Ansprüche in solch hohem Maße erfüllen, wie die Mechanik: in erster Linie die Quantifizierbarkeit (die unveränderliche Struktur der Welt kann in mathematischer Sprache wiedergegeben werden) und die empirische Nachprüfbarkeit mit Hilfe eines hypothetisch-deduktiven Ansatzes. Im 17. Jahrhundert versuchte Hobbes eine Gesellschaftswissenschaft analog zur Mechanik zu entwickeln; im 18. Jahrhundert schlug De La Mettrie vor, daß der Mensch eigentlich nur eine Maschine sei, abgeleitet aus dem mechanistischen Weltbild, und daß der Mensch im Grunde mit den gleichen Methoden studiert werden kann, wie die Mechanik; im 19. Jahrhundert träumte August Comte in gleicher Weise von einer "Gesellschaftsphysik", die er mit seiner Wortschöpfung als "Soziologie" bezeichnete; im 20. Jahrhundert wird der Gesellschaftsingenieur als jemand

einer rationalistischeren Gesellschaft lenken soll (nach Karl Poppers Vorstellung des "piecemeal engineering", Fortschritt durch allmähliche technologische Verbesserung).

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, gibt es besonders auf dem gesellschaftswissenschaftlichen Gebiet Versuche, der neuen naturwissenschaftlichen Linie zu folgen. Es mangelt bei den humanistischen Kernfächern nicht an ähnlichen Versuchen. Die These der Einheitswissenschaft des logischen Empirismus zum Beispiel, ist immer wieder als wissenschaftliche Erklärung geltend gemacht worden. Nach der These der Einheitswissenschaft haben alle wissenschaftlichen Erklärungsversuche im Grunde die gleiche Struktur: Einzelfälle werden unter Hinweis auf die allgemeinen und unveränderlichen Gesetze erklärt, und diese zu finden, ist Aufgabe der Wissenschaft. Es stellt sich jedoch die Frage: Können alle Einzelfälle, die zusammen das humanistische Studiengebiet ausmachen, mit Hilfe von Vorgehensweisen und Methoden, die ihren Ursprung in den Naturwissenschaften und besonders in der Mechanik haben, zufriedenstellend behandelt werden? Ist es das grundlegende Ziel aller Wissenschaften, Erklärungen zu finden, die auf universelle und unveränderliche Gesetze weisen?

Die traditionelle Antwort auf diese Fragen wurden von denjenigen, die meinen, daß die These der Einheitswissenschaft nicht stichhaltig ist, in folgender Weise beantwortet: Einige Wissenschaften, die Naturwissenschaften, *suchen nach Gesetzen* und sind *erklärend*; andere Wissenschaften, die Humanwissenschaften, sind demgegenüber *verstehend*. In den Humanwissenschaften dreht es sich um *sinntragende Objekte* wie zum Beispiel Texte, Handlungen und gesellschaftliche Institutionen, die nicht in gleicher Weise behandelt werden können, wie die Objekte der Mechanik. Sinntragende Objekte erfordern eine *Interpretation*.

Der Bruch mit dem klassischen Wissenschaftsideal mußte deshalb auf dem humanistischen Gebiet andere Formen annehmen als auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Die Abrechnung mit dem platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideal auf dem Gebiet der Humanwissenschaften galt in erster Linie den traditionellen Erklärungsmustern, die ihre Relevanz in den Naturwissenschaften vermissen ließen, und das bezog sich speziell auf das statische Geschichts- und Menschenbild, welches ein grundlegender Charakterzug in den traditionellen Erklärungsmustern war.

### 3.2. Eine neue Sicht der Geschichte

Mit dem wachsenden Vertrauen in die Möglichkeiten der menschlichen Vernunft, die Wahrheit auf eigen Faust zu finden, ohne sich an die antiken und theologischen Autoritäten zu halten, wurden die Universitäten mit der Zeit zu veralteten Institutionen. Der schlagkräftigste Repräsentant der neuen Geisteshaltung war Descartes. Descartes setzte sich als Ziel, systematisch alles zu bezweifeln, was bezweifelt werden konnte. In gewisser Weise repräsentierte Descartes auch eine traditionelle Haltung. Er behielt den Anspruch des platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideals, daß die grundlegenden wissenschaftlichen Thesen notwendigerweise wahr sein müssen (a priori, selbsterklärend); er bricht nicht mit dem traditionellen Wissenschaftsdenken; und sein Wissenschaftsideal bezog er aus der Mathematik (ein deduktives Ideal im Unterschied zum neuen hypothetisch-deduktiven Ideal, welches Descartes nicht bemerkte).

Doch seine Angriffe auf die Autoritäten und sein Plädoyer für die Macht der Vernunft war desto wirksamer. Die Kritik des etablierten Wissenschaftssystems erschütterte auch die humanistischen Fächer und die etablierten Künste. In der Programmschrift *Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung* (Discours de la Méthode) aus dem Jahre 1637 beschreibt er seinen eigenen Entwicklungsweg (deutsche Übersetzung bei Felix Meiner Verlag, Hamburg, PhB 26a.). Er bestreitet in keiner Weise, daß er Nutzen und Freude an der Lehre der klassischen Sprachen und der Lektüre der Klassiker hatte. Poesi, Mathematik, Rethorik und Theologie haben ihm wertvolle Erlebnisse beschert. Doch so schnell wie möglich verließ er seine Lehrer, um die Welt auf eigene Faust zu erforschen. Er wollte in Erfahrung bringen, was er "in sich selbst und im großen Buch der Welt" finden konnte, wie er es ausdrückte. Seine Einstellung zu den etablierten Wissenschaften war prüfend und skeptisch: "Unser eigenes Jahrhundert scheint ebenso blühende und produktive Denker hervorzubringen wie frühere Jahrhunderte. Deshalb nahm ich mir die Freiheit, alle anderen von meinem Standpunkt aus zu beurteilen und mir vorzustellen, daß kein Wissen in dieser Welt existieren würde, dessen Existenz mir vorher nahegelegt wurde".

Damit verwarf Descartes auch die Vorstellung, daß die Antike das unübertroffene Vorbild sei, welches die Arbeit der Humanisten mit der freien Kunst beeinflusste. Er nahm Partei für "die Modernen" und gegen "die Alten" und hatte damit auch einen Platz unter denen, die den Weg für den Durchbruch der modernen Humanwissenschaften ebneten.

Die Abrechnung mit der Vorstellung einer Antike als "das goldene Zeitalter", das niemals übertroffen, sondern höchstens wiederbelebt werden konnte, erstreckte sich über eine lange Zeitspanne. Ein Teil dieser Abrechnung ging ein in die Geschichte unter der Bezeichnung "der Streit zwischen den Alten und den Modernen" (*la querelle des anciens et des modernes*), doch die gleiche Bezeichnung hätte eben so gut für all die notwendige Vorarbeit benutzt werden

können, die zur Genese der humanistischen Fächer zum Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts führte.

Der französische "Streit zwischen den Alten und den Modernen" begann an einem Tag im Januar 1687, als die französische Akademie versammelt war, um die Genesung des Königs von einer Krankheit zu feiern. Einer der Mitglieder der Akademie, Charles Perrault, las ein Gedicht mit dem Titel "Das Jahrhundert Ludwig des Großen". In dem Gedicht werden sowohl Homer als auch andere antike Autoritäten kritisiert, und die zeitgenössischen Philosophen, Künstler und Autoren werden mit solch hohem Lob überschüttet, daß das "Jahrhundert Ludwig des Großen" nicht nur als ebenbürtig mit dem "Jahrhundert des Augustus", sondern direkt als überlegen hervorsticht. Die Verlesung des Gedichtes wurde von Boileau, dem konservativen Kunstkritiker, mit Entrüstung begegnet. Dies führte zu einer langen Debatte, die damit endete, daß Boileau im Jahre 1700 einen Versöhnungsbrief an Perrault schickte, ohne im Großen und Ganzen seinen Standpunkt verändert zu haben.

Das revolutionierend Neue, das in dieser Debatte zwischen den alten und modernen Vorstellungen über den Fortschritt der Welt hervortritt, ist die Erkenntnis, daß die Natur sich nicht verändert, jedoch der Mensch. Die Moderne war der Auffassung, daß die Gegenwart dem Altertum überlegen war, sowohl auf wissenschaftlichem Gebiet als auch in der Kunst. Hierin liegt ein Bruch mit der klassischen Tradition in einem entscheidenden Punkt, und zwar dem Geschichtsbild.

In der platonisch-aristotelischen Tradition war die wirkliche Welt ewig und unveränderlich. Da gab es eigentlich keinen Platz für eine Geschichtsschreibung als Wissenschaft innerhalb dieses Rahmens. Historisches Wissen war natürlicherweise ein notwendiges Hilfsmittel, um die klassischen Autoren richtig verstehen zu können. In der gleichen Weise wie das Studium der Sprachen, fand das Studium der Geschichte seinen Platz als ein Teil der klassischen Textstudien, der Philologie, ohne jedoch als eine der richtigen Wissenschaften anerkannt zu werden. (Die Geschichtsschreibung wurde auch nicht den freien Künsten zugerechnet.) Die einzige eigentliche Geschichtstheorie der Antike war die Lehre der Stoiker über die ewigen Wiederholungen. Alles wiederholte sich. Die gleichen Epochen werden in der immer gleichen Ordnung wiederauferstehen.

Diese Vorstellung der ewigen Wiederkehr läßt sich mit der christlichen Geschichtsauffassung schwerlich vereinen. Betrachtet aus christlicher Perspektive ist die Geschichte ein einzigartiger Ablauf, vom Sündenfall, dem Opfertod Jesu, der Erlösung und dem jüngsten Gericht als wichtige Stationen auf einem fortlaufenden Weg. Wenn die Weltgeschichte auf diese Weise als ein Erlösungsablauf begriffen wird, bedeutet das auch, daß es Platz für einen Fortschritt gibt. Die Ausbreitung des Christentums zum Beispiel, mußte aus christlicher Perspektive als Fortschritt aufgefaßt werden.

Die neuen Naturwissenschaften erschütterten in keiner Weise dieses Bild. Ihr Interessenfeld war ja ganz im Gegensatz dazu, die unveränderlichen Strukturen, die in der materiellen Welt entdeckt werden können, von den kleinsten Partikeln, den Korpuskeln, zu den größten, den Planeten, Sonnen und Fixsternen. Descartes lehnte es ab, die Geschichtsschreibung als eine seriöse Wissenschaft zu betrachten. In einer Arbeit aus dem Jahre 1725 mit dem Titel *Scienza nuova* (Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker), wird die traditionelle Auffassung kritisiert, Descartes' Auffassung eingeschlossen. Der Autor, Giovanni Battista Vico (deutsche Übersetzung: Felix Meiner Verlag, Hamburg, PhB 418a + 418b, 1990), Professor der Rhetorik an der Universität in Neapel, verwarf das deduktive Wissenschaftsideal mit dessen Forderung, daß wissenschaftliche Behauptungen a priori sein sollen (evident oder einleuchtend, wie es bei Descartes heißt). Entgegen Descartes' Prinzip, daß keine Behauptungen akzeptiert werden sollten, die nicht selbsterklärend oder von sich aus einleuchtend sind, wie die evidentesten Wahrheiten (nach Descartes: "Ich denke, also bin ich" und "Gott existiert"), setzte Vico einen neuen Vorschlag: Der Mensch kann nur über dasjenige wirkliche Wissen besitzen, das er selbst geschaffen hat. Die Natur wurde als Gottes Werk betrachtet. Die Geschichte betrachtete Vico demgegenüber als das Werk des Menschen. Damit rückte die Wissenschaft der Geschichte und überhaupt die Wissenschaft von den menschlichen Handlungen und deren Handlungsergebnisse auf den ersten Platz der Wissenschaftshierarchie auf.

Vico war auch konsequent genug, um die Folgerung zu ziehen, daß des Menschen Natur veränderlich ist. Der Mensch ist das Werk der Geschichte. Die menschlichen Gesellschaften und Institutionen, das Recht und die Moral sind historisch veränderliche Größen, und es ist die Aufgabe der Historiker, diesem Entwicklungsprozeß zu folgen. Als Vico über die Geschichte Roms schrieb, war es die Entwicklung der Institutionen, die ihn hauptsächlich interessierte, ganz im Gegensatz zu der traditionellen Vorstellung (z.B. Livius), nach der die Institutionen als ewig existent vorausgesetzt werden und deren Aufgabe fast moralischer Natur ist, nämlich über die klassischen Vorbilder und Vorstellungen von Roms Größe zu wachen. Vico erreichte allerdings nicht unmittelbar einen Durchschlag mit seiner Sichtweise. Erst mit Herder, ein halbes Jahrhundert später, etablierte sich das neue Geschichts- und Menschenbild.

Der Streit zwischen den Verfechtern des klassischen Wissenschaftssystems und den neuen Humanisten und die Diskussionen zwischen den Alten und den Modernen mündete schließlich in eine Synthese. Die große französische *Encyclopedie*, die zwischen 1751 und 1777 von Diderot redigiert und herausgegeben wurde, markiert den Zusammenbruch des klassischen Wissenschaftssystems. Die klassischen freien Künste gingen nun auf in ein System, daß sowohl das klassische Erbe als auch die zeitgenössische Kunst, Literatur, Naturwissenschaft und Technologie umfaßte. Es gab auch Versuche, eine neue Wissenschaft über die Natur des Menschen zu etablieren. "Versuchen wir, die Prinzipien der menschlichen Natur zu erklären, stellen wir in der Realität ein vollständiges System von Wissenschaften dar, die auf einem völlig neuen Fundament aufgebaut sind; es ist das einzige Fundament worauf sie mit einiger

Sicherheit stehen können", schrieb David Hume 1739 in seinem "Traktat über die menschliche Natur" (deutsche Übersetzung: Felix Meiner Verlag, Hamburg, PhB 283a/b). Jedoch bei Hume und den anderen Aufklärungsphilosophen fehlt weiterhin das historische Gespür. Wie die anderen Philosophen der Aufklärungszeit schließt Hume die Möglichkeit des Fortschritts in seinen Überlegungen mit ein, doch die Natur des Menschen wurde immer noch als etwas Gegebenes und im Grunde Unveränderliches betrachtet.

Deshalb legen wir den eigentlichen Bruch mit dem klassischen Wissenschaftsideal in den Humanwissenschaften in die Periode ab 1770. Eine Schlüsselfigur ist Herder, der ähnliche Ideen wie Vico fünfzig Jahre früher ausdrückte, jedoch erreichte er, im Gegensatz zu Vico, mit seinen Ansichten einen unmittelbaren Durchbruch.

Herder schlug vor, daß alles, was in der menschlichen Welt geschieht, einem grundlegenden Gesetz unterliegt: *Jedes Geschehen ist bedingt durch die Zeit, den Ort und den Charakter des Volkes oder der Nation.*

"Was ist das Hauptgesetz, das wir bei allen großen Erscheinungen der Geschichte bemerken? Mich dünkt dieses; *daß allenthalben auf unserer Erde werde, was auf ihr werden kann, teils nach Lage und Bedürfnis des Orts, teils nach dem angeborenen oder sich erzeugenden Charakter der Völker.* ... Nur Zeiten, nur Örter und Nationalcharaktere, kurz das ganze Zusammenwirken lebendiger Kräfte in ihrer bestimmtesten Individualität entscheidet, wie über alle Erzeugungen der Natur, so über alle Ereignisse im Menschenreiche." (J.G. Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte*, Zwölftes Buch, VI. Weitere Ideen zur Philosophie der Menschengeschichte.)

Geschichtliche Ereignisse können deshalb nur vor dem Hintergrund einer gegebenen Geographie und anderer äußerer Umstände, vor dem Hintergrund der gegebenen historischen Situation und dem natürlich oder historisch geformten Nationalcharakter verstanden werden. Jede Interpretation der Geschichte beinhaltet deshalb, daß die geschichtlichen Ereignisse, Institutionen, usw. im Verhältnis zu den relevanten historisch gegebenen Faktoren gesehen werden, die veränderlich und gewöhnlich kurzlebig sind. Und das ist übrigens etwas, das Herder als durchaus positiv wertete: Die meisten Traditionen werden sehr bald zu einem Hindernis für die weitere Entwicklung, doch glücklicherweise sind alle menschlichen Strukturen vergänglich! Hier gibt es keinen Platz mehr für Hinweise auf des Menschen oder der Dinge inneres "Wesen" oder ihrer verborgenen "Natur". Damit ist der Bruch mit den Traditionen des platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideals vollzogen. Dessen statisches Geschichts- und Menschenbild ist durch ein dynamisches ersetzt worden.

Aufgrund dieser neuen Sicht auf den Menschen und seine Geschichte, formuliert Herder ein Programm für die Geschichtswissenschaft:

"Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit. So einfach dieser Grundsatz ist, so aufklärend und nützlich wird er in Behandlung der Geschichte der Völker. Jeder Geschichtsforscher ist mit mir einig, daß ein nutzloses Anstaunen und Lernen derselben den Namen der Geschichte nicht verdiene; und ist dies, so muß bei jeder ihrer Erscheinungen wie bei einer Naturbegebenheit der überlegende Verstand mit seiner ganzen Schärfe wirken. Sobald das Gemüt an der Geschichte sich diese Gewohnheit eigen gemacht hat, hat es den Weg der gesunderen Philosophie gefunden, den es außer der Naturgeschichte und Mathematik schwerlich anderswo finden konnte." (J.G. Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-1791). Dreizehntes Buch, VII. Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlands.)

Mit dieser Haltung sind wir auch vor dem Drang gefeit, historische Fakten als Resultat unsichtbarer Kräfte und verborgener Absichten zu deuten, zu denen wir laut Herder in Bezug auf Naturphänomene niemals wagen würden, eine Verbindung herzustellen.

Der Hintergrund dieser Aussage liegt klar in dem großen Respekt gegenüber den neuen Naturwissenschaften mit Newtons *Prinzipien* als hervorragendes Vorbild. "Ich stelle keine Hypothesen auf", schrieb Newton. Er wollte eben alle Hinweise auf dunkle und nicht beobachtbare Kräfte auf dem Gebiet der Naturwissenschaft umgehen. In Herders Programm liegt die Vorstellung, daß die Geschichtswissenschaft eine gleich strenge Disziplin wie die Physik werden konnte. Es bedarf eines Werkzeugs auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft, um dazu beizutragen, hier die Nachprüfbarkeit zu erhöhen, entsprechend dem Niveau, daß die Physik durch den Gebrauch von Experimenten und Beobachtungen erreicht hatte. Dieses Werkzeug wurde in der darauffolgenden Periode erarbeitet: Quellenkritiken und andere methodische Forderungen unterscheiden nun die neue Geschichtswissenschaft von früheren Arbeiten der Historik.

Alle historischen Begebenheiten und Werke beinhalten einen Sinn. Menschliche Handlungen sind sinntragend, im Gegensatz zu den Naturereignissen. Die Humanwissenschaften haben deshalb notwendigerweise einen hermeneutischen (interpretierenden) Charakter. Aufgrund dieser Einsicht (die erst in unserem Jahrhundert artikuliert wird), können wir es uns erlauben, Herders historisches Grundgesetz in folgender Weise auszulegen:

Alles menschliche Schaffen muß aus seinen eigenen Prämissen heraus verstanden werden. Das gleiche gilt für Personen, Institutionen, Gesellschaften, Staaten, Zeitalter, etc..

Hierin liegt ein klarer Bruch mit der gesamten Tradition des Altertums bis zur Renaissance und Aufklärungszeit. "Die Alten" plädierten für den Vorrang der Vergangenheit; die Urbilder, die sich ewig wiederholenden Muster auf dem Gebiet der Kunst und Politik zum Beispiel, fanden sich in der klassischen Kultur. "Die Modernen" waren der Auffassung, daß die besten Leistungen der Gegenwart auf mindest gleich hohem Niveau lagen. Doch beide Seiten waren sich in rührender Weise darin einig, daß das Mittelalter eine Periode des Verfalls darstellte, nicht zu sprechen von den Nicht-Europäern, die durchgehend als "wilde", "unzivilisierte" Wesen betrachtet wurden, die dem Reich der Natur zugeordnet wurden ("Naturvölker").

Ungefähr zur Mitte des 18. Jahrhunderts, beginnt sich eine neue Einstellung zum Mittelalter durchzusetzen. Der Erste, der eine positive Haltung zu den gotischen Kathedralen zum Ausdruck bringt, ist ein Autor mit Namen Laugier in einer Arbeit aus dem Jahre 1753, in seinem *Essai sur l'architecture* (Essay zur Baukunst); und einige Jahre später stimmen Goethe und Herder ein Loblied auf die Kathedrale in Straßburg in lyrischen Wendungen an. Lowth hielt in den Jahren 1741 bis 1750 Vorlesungen über hebräische und orientalische Poesi, in der die Dichter als das Sprachrohr in der damaligen primitiven Kultur angesehen wurden; "primitiv" war hier positiv gemeint, als ein echter Ausdruck für die Gefühle und die kulturelle Tradition dieser Zeit. Gray übersetzte die *Edda* ins Englische (1761), die musikalisch-poetische Schatzkammer des Mittelalters wurde entdeckt und interpretiert als der unmittelbare Ausdruck der Volksseele auf dem damaligen Entwicklungsstand. Auch Herder sammelte und gab Volkslieder heraus (*Stimmen der Völker in Liedern*), und so weiter.

Auch die Sprache wurde in historischer Perspektive betrachtet. Die Sprache wurde, wie alle anderen Kulturäußerungen als ein Ausdruck des Volkscharakters aufgefaßt. Hierin liegt ein weiterer Bruch mit den platonisch-aristotelischen Traditionen. In der Tradition von Platon und Aristoteles wurde die Sprache als etwas Äußeres betrachtet. Hier hatte die Welt ihre gegebene Struktur. Der sprachliche Ausdruck wurde nur als ein Etikett des gegebenen Begriffs betrachtet, zu dem man Zuflucht nehmen mußte, um mit anderen kommunizieren zu können (die sogenannte Namentheorie der sprachlichen Bedeutung). Mit Herder und seinen Nachfolgern Hamann und Humboldt wurde die Grundlage für ein neues Sprachverständnis geschaffen und damit auch die Grundlage der Sprachwissenschaft. Die Welt wird durch die Sprache strukturiert. Das kommt durch die gegebene Sprache zum Ausdruck. Diese Strukturierung stellt wiederum einen wesentlichen Aspekt der entsprechenden Kultur dar. Durch die Sprache kommt auch der Nationalcharakter direkt zum Ausdruck. Das Sprachstudium, besonders in seiner ursprünglichen Form, vermittelt deshalb den Zugang zu einem tieferen Verständnis des eigenen Volkscharakters wie auch dem des Nationalcharakters anderer Völker.

Mit der Geschichtsschreibung, der Erfassung der menschlichen Natur und aller seiner kulturellen Äußerungen in Sprache, Kunst, Philosophie, usw., war der Grundstein für die humanistischen Fächer gelegt. Der Bruch mit dem

platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideal konnte somit auch auf dem Gebiet der Humanwissenschaft durchgeföhrt werden.

### 3.3. Ein neues Programm für die Humanwissenschaften

Wie die kulturellen Entwicklungsverläufe in einzelne Schritte und Epochen eingeteilt werden, ist immer von der Perspektive des einzelnen Humanwissenschaftlers abhängig, wie auch von dem Forschungsinteresse, das die jeweilige Untersuchung beeinflößt. Der Bruch auf der einen Seite setzt auf der anderen Seite eine Kontinuität voraus. Doch in der Zeit um das Jahr 1800 vollzog sich eine stürmische Entwicklung in Richtung auf die Humanwissenschaft, die uns das Recht gibt, diesen Zeitabschnitt als die Gründungsphase dieser Wissenschaft zu betrachten. Die Periode zwischen ca. 1770 und 1830 kann als die eigentliche Phase der Geburt des modernen humanwissenschaftlichen Systems betrachtet werden. Die Kontinuität mit den früheren Traditionen der Philosophie, Linguistik und Historik sind stark, doch die Einstellungen zu den vorangegangenen Traditionen wird durch die menschliche Geschichtsschreibung und all ihrer kulturellen Produkte eine andere. Die neue Geschichtsauffassung und das neue Menschenbild schufen die Voraussetzung für neue Ansätze in den Humanwissenschaften, die mit einer Selbstsicherheit vorgetragen wurden, die auf dem Verständnis beruhte, etwas wirklich Neues zu repräsentieren.

Herder hatte behauptet, daß alles was geschieht, als ein Ausdruck des Volkscharakters und der historischen Situation (Zeit und Ort) betrachtet werden sollte. Diesen Umstand interpretierten wir im vorhergehenden Abschnitt als eine Art und Weise, das hermeneutische Grundprinzip zu formulieren: *Alle kulturellen Werke müssen aus ihren eigenen Prämissen heraus verstanden werden.* Die beiden Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel drückten zu Beginn des 19. Jahrhunderts den gleichen Gedanken aus. "Die beste Kunsttheorie ist ihre Geschichte", schrieb Friedrich Schlegel im Jahre 1812, und in seinen Vorlesungen in Berlin und Wien einige Jahre später, hatte sein Bruder ähnliche Ansichten dargelegt: Das Pantheon unterscheidet sich nicht mehr von Westminster Abbey als ein Drama von Sofokles im Verhältnis zu einem Werk von Shakespeare. "Weshalb sollten wir nicht eingestehen, daß ein Werk in seiner Art großartig und bewunderungswürdig ist, obwohl das eine ganz anders ist als das andere und dies auch so sein soll?" Jedes Kunstwerk muß von seinem eigenen Standpunkt heraus betrachtet werden, sagt A.W. Schlegel, jedoch muß es auch als ein Glied in der unendlichen Reihe des Fortschritts gesehen werden. Das einzelne Kunstwerk muß in den kulturhistorischen Zusammenhang gesetzt werden, in den es gehört. Wenn der Kunst- oder Literaturhistoriker das macht, so kann er aufgrund seines historischen Überblicks auch ein tieferes Verständnis des einzelnen Werkes erlangen, als der Künstler selbst.

Nachdem diese historische Haltung mit einem strengeren Anspruch an die Nachprüfbarkeit von wissenschaftlichen Behauptungen verknüpft worden ist, als

dies früher geschah, können wir konstatieren, daß damit die modernen ästhetischen Fächer entstanden sind. Frühere Darstellungen von Kunst- und Literaturgeschichte nahmen gewöhnlich ihren Ausgangspunkt in dem Leben des Künstlers (typisches Beispiel: Vasaris' Arbeit über "das Leben der bekanntesten italienischen Architekten, Maler und Bildhauer, *Le vite de' piu eccellenti Architetti, Pittori e Scultori Italiani* aus dem Jahre 1550). Eine Ausnahme ist Johann Joachim Winckelmanns Arbeit über die *Geschichte der Kunst des Altertums* aus dem Jahre 1764, welche manchmal als der Beginn der Kunstgeschichte betrachtet wird. Das Neue bei Winckelmann ist das Interesse für die unterschiedlichen Stilrichtungen und ihre Entwicklung. Damit wird das Biographische in den Hintergrund gedrängt. Doch bei Winckelmann fehlt sowohl das historische Gespür als auch die quellenkritische Haltung. Seine grundlegende Absicht, war das Wesen der Kunst zu entschlüsseln, welches, wie er meinte, in der klassischen griechischen Kunst am besten verwirklicht war. (Der erste und ausführlichste Teil seiner Arbeit hat auch den Titel: "*Untersuchung der Kunst nach dem Wesen derselben*"). Und die dahinterliegende Absicht war, die zeitgenössischen Künstler und das Publikum über die wahre Natur der Kunst zu belehren. Winckelmanns Arbeit ist modern in seinem Anspruch der Selbstbetrachtung (der Kunsthistoriker muß die Arbeiten, die er behandelt, selbst kennen lernen, indem er sich mit ihnen über längere Zeit beschäftigt) und in der Konzentration auf die Stilanalyse, doch ansonsten bewegt er sich weiterhin innerhalb des Rahmens traditionellen Denkens mit seinen normativen Denkstrukturen, die damit immer verbunden waren.

Ein kritisch historisches Gespür finden wir auf dem ästhetischen Gebiet erst in den Arbeiten des 19. Jahrhunderts. In Fiorillos Arbeit über "die Geschichte der zeichnenden Kunst in Deutschland und der Vereinten Niederlande" aus dem Jahre 1815 finden wir vielleicht zum ersten Mal auf diesem Gebiet den Hinweis auf die Wichtigkeit, das verfügbare Quellenmaterial durcharbeiten. Wenn eine einzelne Person als Begründer der Kunsthistorik hervorgehoben werden soll, so wäre natürlich Carl Friedrich von Rumohr vorzuschlagen (die gleiche Person, die Goethes Unbehagen mit einem kleinen Gedicht weckte, welches wir im ersten Kapitel dieses Buch zitiert haben). Von Rumohrs *Italienische Forschungen* aus dem Jahre 1827 beruhen auf einer gründlichen Durchsicht des Materials italienischer Archive, was ihn in die Lage versetzte, etliche überlieferte Auffassungen zu falsifizieren. Vasari und andere Autoren müssen quellenkritisch behandelt werden, damit die Kunstgeschichte sich aus dem "Novellenhaften und Halbwahren" zu "geschichtlicher Echtheit und Würde" erheben kann.

August Wilhelm Schlegels Prinzip, daß jedes Kunstwerk innerhalb seiner eigenen Prämissen und im Verein mit der kritischen Bearbeitung aller zugänglichen Quellen und anderer Fragmente der Vergangenheit zu verstehen sei, ebnet den Weg für historisch orientierte Untersuchungen auf dem gesamten ästhetischen Feld. Alle Spezialstudien, die mit der Zeit durchgeführt wurden (z.B. Franz Kuglers pommersche Kunstgeschichte aus dem Jahre 1840 und Wilhelm Lübkes Arbeit über die Kunst des Mittelalters in Westfalen aus dem Jahre 1854) münden mit der Zeit in Versuche zu großen Synthesen. Die Gesamtschau der nationalen Kunstentwicklung und die globale Übersicht über die Geschichte der Kunst auf

der gesamten Welt wurden die Krönung dieses Werkes, und das Gleiche gilt auch für die Literatur und andere Kunstrichtungen. Kuglers *Handbuch der Kunstgeschichte* von 1842 ist eines der ersten Beispiele einer Synthese dieser Art, G.G. Gervinus' entsprechende literaturhistorische Gesamtschau aus den Jahren 1835 bis 1842 eine andere (die *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen* in fünf Bänden wurde innerhalb kürzester Zeit in vier Auflagen ausverkauft).

Im Gegensatz zu Winckelmann richteten sich die neuen Kunst- und Literaturhistoriker nicht in erster Linie an die Künstler. Die Geschichte der Kunst und Literatur wurde als ein wesentlicher Teil des eigenen nationalen Geistes betrachtet. Um sich selbst und auch das Verhältnis der eigenen Nation in Bezug zu dessen kulturellem Umfeld zu verstehen, mußte jeder gebildete Mensch sich ein Wissen über die Geschichte seiner eigenen Nation verschaffen. Bei der neuen Kunstgeschichtsschreibung handelt es sich um "gelehrte Forschung", schrieb der deutsche Kunsthistoriker E. Heydrich in einem Rückblick aus dem Jahre 1914, "und ihre Fragestellungen und Ergebnisse gehen jeden Gebildeten an". Das Wissen über die Grundlagen der humanistischen Disziplinen war jetzt ein wesentlicher Teil der Allgemeinbildung, neben der Kenntnis naturwissenschaftlicher Zusammenhänge.

Das war der Kern des sogenannten *Neuhumanismus*, repräsentiert durch den Philosophen, Sprachforscher und preußischen Staatsmann Wilhelm von Humboldt und anderen. Im Unterschied zum Humanismus der Renaissance wurden nicht die Kenntnisse der Sprache und Kultur des Altertums als die einzig notwendige Grundlage für die Bildung des Menschen betrachtet, sondern die Entwicklung der Humanität (Menschlichkeit) selbst. Das Ziel war eine Allgemeinbildung und ein breites historisches Verständnis, welches den einzelnen Menschen in die Lage versetzen sollte, in einsichtsvoller Weise selbst zu handeln.

Die Geschichte der Kunst und Literatur nahm eine zentrale Stelle in diesem Bildungsprogramm ein. In Kunst und Literatur glaubte man nämlich den unmittelbaren Ausdruck des nationalen Geistes erkennen zu können, ob es sich nun um die sogenannte Volksdichtung handelte, in der man die Seele des Volkes in ihrer direkten und naiven Form entdecken konnte, oder ob es die großen "genialen" Werke betraf, der Zeitgeist oder nationale Geist fand seinen tiefsten Ausdruck in der Kraft der speziellen Begabung der großen Schriftsteller und Künstler (z.B. Shakespeare, Goethe, Michelangelo, Tizian usw.).

Das typische geschichtswissenschaftliche Forschungsprogramm, auf dessen ästhetischen Bereich wir soeben einen Blick geworfen haben, konnte selbstverständlich auch in anderen kulturellen Gebieten angewandt werden, und das wurde auch getan. Das Nationale war zu Beginn des 19. Jahrhunderts besonders in Deutschland ein Problem, da Deutschland in eine Reihe von Kleinstaaten aufgespalten war. In der Diskussion, in welcher Weise eine nationale Einheit geschaffen werden könne, kam auch der Vorschlag auf, ein

gemeinsames Gesetz für das gesamte deutsche Gebiet auszuarbeiten. Der Jurist Friedrich Karl von Savigny behauptete in einer berühmten Kampfschrift aus dem Jahre 1814, daß solches nicht durch Rechtsprechung geschehen könne - ein Rechtssystem müsse organisch aus dem "Wesen und Charakter des Volkes" erwachsen. Das bürgerliche Recht hat eine Eigenart, die vom Volke bestimmt ist in gleicher Weise wie seine Sprache, Moral und Verfassung (*Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft*). Und im Jahre 1815 zog Savigny in einem Artikel in der *Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft* eine Trennungslinie zwischen zwei Arten, die Geschichte zu sehen. Hier wird das erste Mal der Ausdruck benutzt, der später eine durchgängige Bezeichnung für die neue geschichtswissenschaftliche Tradition in Deutschland wurde: "*die geschichtliche Schule*".

Die Frage, die von Savigny aufwarf war folgende: "In welchem Verhältnis steht die Vergangenheit zur Gegenwart?" Eine mögliche Antwort war, daß

"jedes Zeitalter sein Dasein, seine Welt, frei und willkürlich selbst hervorbringe, gut und glücklich, oder schlecht und unglücklich, je nach dem Maße seiner Einsicht und Kraft. An diesem Geschäft sei auch die Betrachtung der Vorzeit nicht zu verachten, indem von ihr gelernt werden könne, wie sie sich bei ihrem Verfahren befunden habe; die Geschichte also sei eine moralisch-politische Beispiel-Sammlung."

Diese Sichtweise nennt von Savigny "die ungeschichtliche Schule". Seine Charakteristik des Geschichtsbildes, daß der "ungeschichtlichen Schule" zugrunde liegt, ist eine kritische doch treffende Beschreibung einer der Wesenszüge des platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideals, welches die historische Forschung bis in die Aufklärungszeit hinein bestimmte.

Gemäß dem entgegengesetzten Standpunkt, die "geschichtliche Schule" genannt, ist die Geschichtsschreibung "nicht mehr bloß Beispielsammlung, sondern der einzige Weg zur wahren Erkenntnis unseres eigenen Zustandes". In Bezug auf das Rechtssystem zum Beispiel, nimmt die historische Schule an, daß "der Stoff des Rechtes durch die gesamte Vergangenheit der Nation selbst gegeben sei, doch nicht durch Willkür, so daß er zufällig dieser oder ein anderer sein könnte, sondern aus dem innersten Wesen der Nation selbst und ihrer Geschichte hervorgegangen."

Hier haben wir das gesamte Programm der nationalistisch humanistischen Forschung des 19. Jahrhunderts in Kurzformat vor uns. Die übergreifende Aufgabe war, die Entwicklung des menschlichen Geistes zu studieren. In systematischer Weise wurde das in Hegels Philosophie entwickelt, die als ein Versuch gelesen werden kann, eine Synthese der aktuellen Strömungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu erarbeiten. Innerhalb dieses übergreifenden Rahmens wurde die Aufgabe, z.B. die Geschichte der Literatur, der Kunst, des Theaters, des Rechts und der Politik zu studieren, als ein Ausdruck der Entwicklung des Zeit- und Nationalgeistes gedeutet. Und innerhalb des

Rahmens solch national orientierter Projekte konnte man sich auf bestimmte Epochen, Richtungen, Einzelindividuen und Einzelwerke konzentrieren.

Neue Strukturen auf den Gebieten der allgemeinen Geschichts- und Sprachwissenschaft wurden im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts etabliert. Die Historiker und Philologen Barthold Georg Niebuhr und August Boeckh werden mit ihren Arbeiten über die Geschichte Roms und Athens (Niebuhr, *Römische Geschichte*, Band 1-3, 1811-1832; Boeckh, *Die Staatshaushaltung der Athener*, 3 Bände, 1817) als die Väter der historischen Quellenkritik betrachtet. Quellenkritische Betrachtungen fehlten nicht bei den besten der früheren Geschichtsschreiber (wie Thukydid und Beda; vergl. Kap. 2). Doch mit Niebuhr und Boeckh beginnt man, die Quellenkritik als eine systematische Methode zu praktizieren, die ein grundlegender Wesenszug der geschichtswissenschaftlichen Ausbildung wurde. Kriterien, um die Glaubwürdigkeit der berichtenden Quellen zu beurteilen, wurden ausgearbeitet (z.B. dadurch, daß die Aufmerksamkeit auf die Motive des jeweiligen Autors gelenkt wurden); durch erweitertes Wissen über die geschichtliche Entwicklung der Sprache erhielt man bessere Möglichkeiten, sprachliche Dokumente zu datieren, und Fälschungen konnten auf sprachwissenschaftlicher Grundlage entdeckt werden; Methoden, um die immanente Ordnung von unterschiedlichen Handschriften zu bestimmen, wurden erarbeitet (stemmatische Analyse, Stemma = Stammbaum); und so weiter. Auch die Quellenkritik hat ihre Geschichte, und der Anspruch wurde mit der Zeit verschärft, um einen Höhepunkt in den strengen Forderungen der Positivisten um die Jahrhundertwende zu erreichen.

Die historische Perspektivität erreichte auch in der Sprachwissenschaft ihren Durchschlag im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1866 wurde das Jubiläum von fünfzig Jahren vergleichender Sprachwissenschaft gefeiert, und eine neue Stiftung, die Bopp-Stiftung, wurde errichtet, um die komparative Linguistik zu fördern. Das, was als Ursprung dieses neuen Wissenschaftszweigs betrachtet wurde, war die Arbeit von Franz Bopp mit dem Titel "Das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenen der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache (1816). Wie der Titel bereits sagt, handelt es sich hier um die Muster bei der Beugung dieser Sprachen. Franz Bopp war Sankrit-Gelehrter, einer der ersten Europas. Durch seine Sanskritstudien entdeckte er erstens eine Reihe von Parallelen zwischen der indischen Sprache und den europäischen Sprachen wie Griechisch, Lateinisch und Deutsch; und zweitens konnte er auf die indische Literatur über Grammatik aufbauen, die, wie es sich zeigte, in hohem Grade mit den europäischen Sprachen verwandt war. (Die indische Grammatiktradition geht zurück auf Panini, 5. Jahrhundert vor Christi.) Mit seinem Hauptwerk, eine vergleichende Grammatik für Sanskrit, Avestisch, Armenisch, Griechisch, Lateinisch, Litauisch, Altslavisch, Gotisch und Deutsch in sechs Teilen (1833-1852), und durch seine zentrale Position als Professor der damals besten Universität, der Universität in Berlin, erhielt Bopp sehr bald den Status des führenden Sprachforschers seiner Zeit. Im *Brockhaus* des Jahres 1907 wird

Bopp als der Begründer der gesamten vergleichenden Sprachwissenschaft genannt.

Zwei weitere Sprachwissenschaftler sollten in diesem Zusammenhang ebenfalls erwähnt werden, Jakob Grimm und Rasmus Rask. Jakob Grimm rechnet man als den Begründer der deutschen Philologie, und seine deutsche Grammatik aus dem Jahre 1819 gehört zu den paradigmatischen Arbeiten der Humanwissenschaft. Hier analysiert Grimm systematisch eine Reihe von Regelmäßigkeiten in der Entwicklung der deutschen Sprache in einer so überzeugenden Weise, dass jemand im 19. Jahrhundert die Sprachwissenschaft faktisch als eine Naturwissenschaft betrachtete, als eine Wissenschaft, die Naturgesetze findet wie die Physik und andere Naturwissenschaften. (Die sprachlichen Regelmäßigkeiten, die Grimm entdeckte, wurden auch "Lautgesetze" genannt.) Grimm baute teilweise auf Rasmus Rask auf, der die Grundlagen schuf für das wissenschaftliche Studium des Altnordisch (Norrøn) mit seiner *Anleitung zur isländischen oder altnordischen Sprache* (Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Språk) aus dem Jahre 1811 und seiner *Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache* (Undersøgelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse) aus dem Jahre 1818, welche mit in die Reihe der paradigmatischen Arbeiten auf dem humanistischen Kerngebiet zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehört.

### 3.4. Das neue Wissenschaftsideal

Im klassischen Wissenschaftssystem zählten die humanistischen Fächer zu den freien *Künsten*. Geschichtliche, sprachliche oder andere kulturelle Themen abzuhandeln, wurde nicht als eine im strengen Sinne wissenschaftliche Arbeit betrachtet. Ausgehend vom platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideal erschienen die humanistischen Disziplinen als vorwissenschaftliche Aktivitäten. Sie erfüllten nämlich nicht den grundlegenden wissenschaftlichen Anspruch: Nach Plato und Aristoteles bauen alle Wissenschaften - und mit ihnen die gesamte Tradition bis hin zum Bruch mit dem platonisch-aristotelischen Wissenschaftsideal - notwendigerweise auf wahre Prinzipien. Noch in der ersten Auflage der *Encyclopaedia Britannica* aus dem Jahre 1771 heißt es: "Wissenschaft, in philosophischem Sinn, steht für alle Lehrsätze die deduktiv von selbstevidenten und sicheren Prinzipien abgeleitet werden können." ("Science, in philosophy, denotes any doctrine, reduced from self-evident and certain principles, by a regular demonstration.")

Der Ausdruck "Kunst" bedeutete damals etwas ganz anderes als in unseren Tagen. Der griechische Ausdruck "techne" und sein lateinisches Gegenstück "ars" (in der Mehrzahl "artes") stehen für Fertigkeiten aller Art: teilweise für die praktischen Fertigkeiten, die zur Ausführung notwendig waren, die sich jedoch nicht für den freien Mann geziemten ("die unfreien Künste"), teilweise für die Fertigkeiten, welche die freien Bürger beherrschen sollten ("die freien Künste").

Der moderne Kunstbegriff, wo "Kunst" für Malerei, Literatur, Musik, Tanz, z.B. steht, entstand in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Damit wurde es mit der Zeit möglich, eine klarere Grenze zwischen "Kunst" und "Wissenschaft" zu ziehen, als dies früher möglich war.

Im 18. Jahrhundert war es z.B. üblich, von den "schönen Wissenschaften" im Gegensatz zu den "strengen Wissenschaften" zu sprechen. In einer Arbeit aus dem Jahre 1792 wird erklärt, daß der Ausdruck "schöne Wissenschaft" für Poesie, Sprachbegabung und auch im uneigentlichen Sinne für Sprachkenntnisse, Philosophie und Geschichte stand, im Gegensatz zu den "eigentlich schönen Künsten", Musik, Tanz, Schauspiel, Zeichenkunst, Malerei, usw.

Kant verwarf ungefähr zur gleichen Zeit die Vorstellung von den schönen Wissenschaften mit dem Hinweis auf den Anspruch des platonisch-aristotelische Wissenschaftsideals: "Eigentliche Wissenschaft kann nur diejenige genannt werden, - deren Gewißheit apodiktisch ist; Erkenntnis, die bloß empirische Gewissheit enthalten kann, ist nur uneigentlich so genanntes Wissen...." Deshalb meinte Kant, daß die Chemie z.B. eine "systematische Kunst" genannt werden sollte anstatt "Wissenschaft". Für Kant gab es einfach keinen Platz für soetwas wie die humanistischen Wissenschaften.

Doch bereits im Mittelalter finden sich Belege dafür, daß damit begonnen wurde, den Begriff "scientia" (Wissenschaft) gleichbedeutend mit dem Begriff "ars" zu benutzen. Bei einem Autor mit Namen Berchorius wurde in einer Schrift von ca. 1360 z.B. der Ausdruck "*scientiae humanae*" (Humanwissenschaften) synonym mit der Bezeichnung "*artes liberales*" benutzt. Jedoch damit "scientia" und die entsprechenden Begriffe in Französisch, Deutsch, Englisch und in anderen Sprachen in ihrer modernen Bedeutung systematisch eingeführt werden konnten, mußte zuerst die Abrechnung mit dem klassischen Wissenschaftsideal stattfinden. Diese Abrechnung geschah in zwei Stufen: zuerst für die Naturwissenschaften im 16. und 17. Jahrhundert, danach für die Humanwissenschaften am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Der Bruch mit dem klassischen Wissenschaftsideal geschah in den Humanwissenschaften in erster Linie in Deutschland. Und seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts beginnt man das Wort "Wissenschaft" regelmäßig als eine Bezeichnung für alle Gebiete der systematischen Forschung zu gebrauchen, ob es sich nun um Untersuchungen der Natur handelt, um die menschliche Welt oder um mathematische Größen. (Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bedeutet "Wissenschaft" in erster Linie "Kenntnis", wie in dem Ausdruck "von etwas Kenntnis besitzen".) Erst jetzt beginnt man, über "die Kunstwissenschaft", "Literaturwissenschaft", "Geschichtswissenschaft", usw. zu sprechen.

Im Englischen lebt übrigens die ältere Bedeutung des Wortes "science" noch immer. "Science" bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch das gleiche wie

humanities" oder "the arts" bezeichnet; hier ist also die klassische Bezeichnung immer noch lebendig. Manchmal sieht man auch die Bezeichnung "the human sciences" oder "the cultural sciences", und die Gesellschaftswissenschaften werden jetzt auch "sciences" genannt ("the social sciences").

In der französischen Sprache war im 18. Jahrhundert die Bezeichnung "lettres" ein gebräuchliches Synonym für den Ausdruck "arts liberaux" (die freien Künste), "bonnes arts et belles sciences" (die guten Künste und schönen Wissenschaften), und ähnliches. Als Napoleon 1806 das französische Universitätssystem reformierte, wurden die Universitäten in fünf Fakultäten eingeteilt, die vier traditionellen Fakultäten plus der Naturwissenschaften, die jetzt zum ersten Mal ins Universitätssystem eingeschlossen wurden. Die naturwissenschaftliche Fakultät wurde "la faculté des sciences" genannt, und die historisch-philosophische Fakultät (also die alte 'artes'-Fakultät) wird jetzt "la faculté des lettres" genannt, was später zu "la faculté des lettres et sciences humaines" erweitert wurde.

Im Englischen lebt also die alte "scientia" in ihrer klassischen Bedeutung im Begriff 'science' weiter: "science" ist in erster Linie Naturwissenschaft, was auch das Prestige widerspiegelt, welche die Naturwissenschaften seit dem Durchbruch der Moderne auf diesem Gebiet gehabt haben. Es scheint richtig, den davon unterschiedlichen Gebrauch der entsprechenden Begriffe auf Deutsch und z.B. Norwegisch ("Wissenschaft", "vitenskap", usw.) als ein Ausdruck für das Prestige der neuen humanistischen Disziplinen auszulegen, welche diese mit der Zeit in Deutschland und möglicherweise auch in den nordischen Ländern errungen hatten. Mit dem Umstand, daß der Begriff "Wissenschaft" allgemein für die neuen humanistischen Fächer benutzt wurde, waren diese in die Sphäre der Naturwissenschaften und der Mathematik erhoben.

### **3.5. Zusammenfassung**

Die Abrechnung mit dem klassischen Wissenschaftsideal vollzog sich in zwei Stufen. Für die Naturwissenschaften geschah dies im 16. und 17. Jahrhundert, und für die humanistischen Disziplinen zum Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Um mit der platonisch-aristotelischen Wissenschaftstradition zu brechen, mußte der Anspruch, daß die grundlegenden Aussagen der Wissenschaft notwendigerweise wahr sein müssen, verworfen werden. Statt des Anspruchs auf unbedingte Wahrheit wurde jetzt die empirische Nachprüfbarkeit gefordert. Für die Humanwissenschaften konnte diese Forderung erst mit der Erarbeitung der historischen Quellenkritik erfüllt werden. Weiterhin mußte das klassische

Wesensdenken mit seinem statischen Geschichts- und Menschenbild mit etwas Neuem ersetzt werden. Der Beginn des dynamischen Geschichtsbildes findet sich im Fortschrittsbegriff der Denker der Aufklärung, und in wohlartikulierter Form gibt es ein dynamisches Geschichts- und Menschenbild seit Herder. Bei Herder werden die Grundprinzipien der neuen historisch orientierten Haltung formuliert: Kulturelle Ereignisse und Werke müssen als Ausdruck für die spezielle historische Situation und andere Bedingungen (Zeit und Ort) sowie als Ausdruck des nationalen Geistes verstanden werden.

In der Zeitperiode zwischen 1770 bis 1830 wird der Grundstein für ein neues Programm der humanistischen Kernfächer gelegt, die Historik, die Sprachwissenschaften, die ästhetischen Disziplinen und die Philosophie.

Mehrere paradigmatische Arbeiten innerhalb der humanistischen Fächer sind im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden. Dies gilt z.B. für Arbeiten von Niebuhr und Boeckh, bei denen die Kombination von historischem Gespür und quellenkritischem Bewußtsein in klarer Form vorliegt. Das gilt auch für die Arbeiten von Bopp, Grimm und Rask, die damit als die Gründer der historisch vergleichenden Sprachwissenschaft angesehen werden können. Diese neue Haltung wird sehr bald auch auf dem ästhetischen Gebiet benutzt, woraus die Disziplinen Kunst- und Literaturgeschichte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hervordachsen.

Auch auf philosophischem Gebiet führt die historisch orientierte Auffassung zu einer Veränderung, die mit dem Übergang von Kant zu Hegel charakterisiert werden kann. Kants Perspektive ist ahistorisch. Er reflektiert nicht die kulturelle Sphäre in seinem System. Bei Hegel liegt der Schwerpunkt auf der historischen Entwicklung und der Entwicklung des menschlichen Geistes.

Die Abrechnung mit der klassischen Wissenschaftstradition (die naturwissenschaftliche Revolution und die humanwissenschaftliche Revolution) spiegelt sich auch im Sprachgebrauch wider. In der klassischen Perspektive werden die humanistischen Disziplinen als *Künste* gesehen, die eigentlich keinen wissenschaftlichen Status besitzen. In der neuen Perspektive werden die humanistischen Fächer ein Teil eines Systems, welches sowohl die Mathematik, die Naturwissenschaften und Humanwissenschaften als *Wissenschaften* einer gleichwertigen Kategorie begreift.